



DE KALL MÄHNT

Du hosch die Wahl!

Wo de Haas hielaafd, glaabt monsch a zu wissä. Aa wo dä Wind herweht, schoint viel bekönnt zu soi. Unn wöna sisch dreht – dess könn schnell gehä –, bleibt blooß derjänschä oriändierungslos zurig, der die Naas odda de Mondl näddt schnell gänuug in de Gegäwind haldä duud. Des könn alssemol so flott gehä, dassde unna Umschänd korzfrisch fagessä duuschd, wo jetzad eigändlich vonnä unn hinnä iss. Önnaschda fahellid sisch die Sach' in de Sänkkräschdä: Bei owwä unn unnä sinn jo Rischdungä unn Oriändierung meischd klarär. Wo nooch unnä getreedä wärd, wärd bekönndlich a nooch owwä gebuggld. Radfahra heeßd ma dönn die Leit aus gudäm Grund, weil dess bildlich unn buchschtöblich ä Haltungsfröog iss. Ön derrä Tatsach', dass alles Gudä ausschließlichs vunn owwä kummt, iss folglisch ah die Iwwazugung gekoppl, dass ma owwä ewä weef, wo's longgeht. Änna, dess iss klar, muss jo dort aa die Marsch- (odda aa Arsch-) Rischdung vorgewwä. Dess iss awwa hald leida a widda blooß die halb Wöhrheit. Gönz unnä, önn de niederschdä Schdommdischä, wönn se dönn schtattfinnä, määhntma jo genauso Bscheid zu wissä wie gönz owwä. Der Männsch, dess kännta ma glaawä, hodd wänischä ä Oriändierungsprobläm als Heehäöngschd. Dänn vertikalä klänä odda großä Unnaschied heeßd ma dönn iwwarischäns Nivoo. Alla, dänkt drö, im März hosch jo jetz dönn die Wahl...

Shue Shue Kall

mannheimer-morgen.de/kall
Kontakt: kall@mamo.de

Auszeichnung

Popakademikerin Mine gewinnt Preis

Der Deutsche Musikautorenpreis in der Kategorie „Text Chanson/Lied“ geht an Mine, bürgerlich Jasmin Stocker, die an der Popakademie Mannheim den Master-Studiengang Popular Music belegt hatte. Die Preisverleihung zum 12. Deutschen Musikautorenpreis, der 2021 unter dem Motto „Wir feiern die Musik“ steht, findet am 25. März per Live-Stream auf musikautorenpreis.de statt. Mines neues Album „Hinüber“ erscheint am 30. April. rcl

„Ich nutze den Genderstern“

Duden-Preisträgerin Christa Dürscheid spricht über ihre Forschung sowie Besonderheiten der Schweiz, wo sie Professorin ist. Außerdem sagt die Linguistin, warum eine geschlechtergerechte Sprache von Bedeutung ist.

Von Thomas Groß

Frau Professor Dürscheid, herzlichen Glückwunsch noch zum Duden-Preis. Was bedeutet Ihnen die Auszeichnung?

Christa Dürscheid: Das ist eine ganz große Ehre für mich. Als man mir mitteilte, dass ich den Preis bekommen würde, empfand ich das auch als große Bestätigung meiner Arbeit. Ich forsche schon viele Jahre zur deutschen Gegenwartssprache, insofern finde ich, dass der Preis ganz gut zu mir passt.

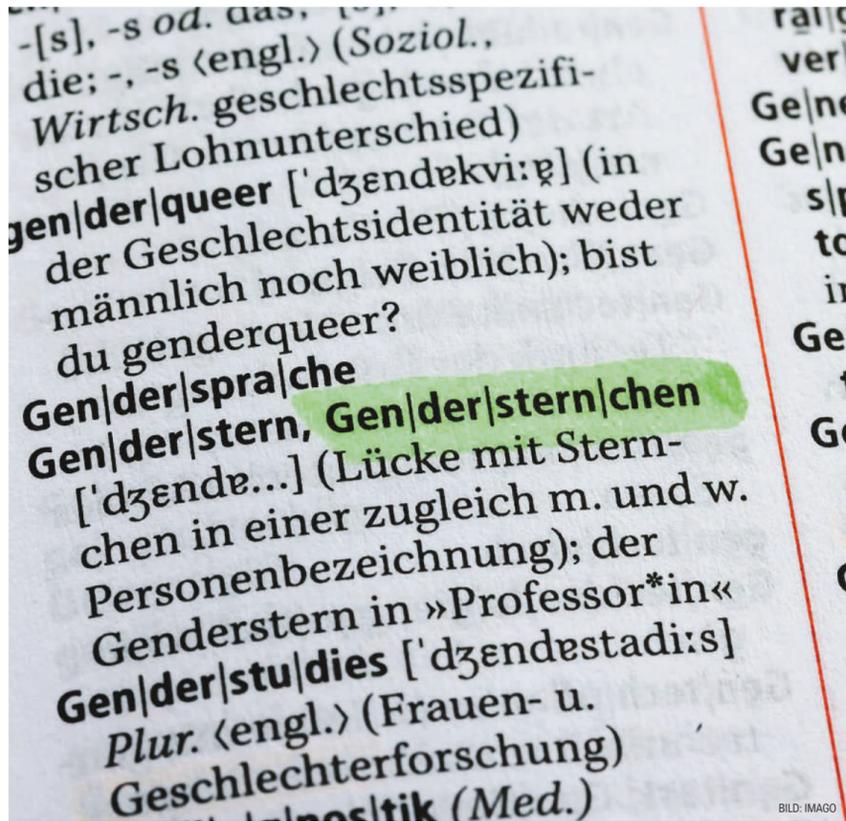
Sie sind in Deutschland geboren, haben hier Ihre akademischen Qualifikationen erworben und lehren seit 2002 als Professorin in Zürich. Welche Besonderheit ist damit verbunden, in der Schweiz fürs Deutsche zuständig zu sein?

Dürscheid: Bevor ich in die Schweiz kam, hatte ich mich nicht so sehr für die verschiedenen Formen des Standarddeutschen interessiert. Dann, 2002, wurde ich mit der komplexen Schweizer Sprachlandschaft konfrontiert, und das faszinierte mich. Denn eine große Besonderheit zeichnet die Schweiz aus: Weil sie viersprachig ist und im deutschsprachigen Teil Standarddeutsch und Dialekt nebeneinander existieren, ist der Sprachgebrauch immer ein Thema, in den Medien, im Gespräch. Für mich als Sprachwissenschaftlerin ist das regelrecht ein Eldorado. Und mit den sprachlichen Unterschieden zwischen Deutschland, der Schweiz und Österreich – den Standard, nicht die Dialekte betreffend – eröffnete sich für mich zudem ein neues, sehr interessantes Forschungsgebiet.

Sie haben ein Projekt über die „Variantengrammatik des Standarddeutschen“ mitgeleitet, wo es um die Unterschiede geht. Was ist fürs Schweizerische charakteristisch?

Dürscheid: Ziel des Projekts war es eben, einmal nicht den Fokus auf die Aussprache zu richten – und auch nicht auf die Unterschiede im Wortschatz. Stattdessen ging es etwa um Differenzen in der Wortbildung oder der Wortstellung. So lässt sich im Schweizerischen sagen: „Gut, liegt in den Alpen Schnee“. Wir haben solche Beispiele dokumentiert und Belege dafür geliefert, dass es hier nicht um dialektale Besonderheiten geht. Ein anderes Beispiel: In der Schweiz heißt es „parkieren“, nicht „parken“. Interessant ist auch die Verwendung eines Fugenelements, etwa des Buchstabens „s“, wie in „Zugsfahrt“. Solche Fugen werden regional unterschiedlich gebraucht. Das gilt auch für eine andere Fuge, das „e“: Hier ist es umgekehrt: In Deutschland heißt es „Bademeister“, wohingegen in der Schweiz ein „Badmeister“ seine Arbeit verrichtet.

Auch der Gebrauch von Präpositionen unterscheidet sich, Schweizer arbeiten „auf der Redaktion“, meine direkten Kolleginnen und Kollegen nur „in“ derselben...



Dürscheid: Ja, genau, solche Beispiele hat unsere Variantengrammatik ebenfalls erfasst. Das betrifft die Kombination von Wörtern im Satz. In der Schweiz sagt man auch, man gehe „an eine Tagung“, nicht „auf“.

Sie haben sich auch dem Einfluss neuer Medien auf die Sprache und Kommunikation gewidmet. Welche Aspekte fanden Sie dabei besonders interessant?

Dürscheid: Früher habe ich die Kommunikation in E-Mails oder SMS untersucht, das sind heute ja schon ältere Kommunikationsformen in den neuen Medien. Als die Zeichenzahl bei SMS noch auf 160 beschränkt war, war es interessant zu sehen, wie man unter diesen Bedingungen Mitteilungen formulieren kann. Meine neueren Arbeiten beziehen sich beispielsweise auf WhatsApp, da geht es mir besonders um das Verhältnis von Text und Bild in den Nachrichten

und um den Gebrauch von Emojis. Bisher habe ich vor allem die geschriebene Kommunikation im Internet untersucht, die jetzt so häufig durchgeführten Videokonferenzen waren bis vor kurzem ja noch kein großes Thema. Schrift und Schreiben interessiert mich in meiner Forschung aber weiterhin sehr. In der Schweiz werden Nachrichten in SMS oder eben WhatsApp übrigens meist in Dialekt verfasst. In Deutschland werden zwar durchaus Dialektwörter verwendet, man schreibt aber nicht durchgängig in Dialekt.

Die Rechtschreibreform wurde öffentlich breit diskutiert, ähnlich ist es jetzt mit der „Genderisierung“, der gleichberechtigten Berücksichtigung aller Geschlechter. Welchen Standpunkt vertreten Sie hierbei?

Dürscheid: Das ist eine derzeit heiß umstrittene Frage. Ich persönlich halte es für konsequent, dass der Du-

den der Entwicklung in seiner Online-Ausgabe nun Rechnung trägt und für die jeweiligen Formen eigene Beiträge vorsieht. Die geschlechtergerechte Sprache ist nun mal ein wichtiges Thema. Was in Stellenanzeigen und anderen Texten schon länger gefordert und umgesetzt wird, das dokumentiert nun auch das Wörterbuch.

Bevorzugen Sie den Genderstern, der schwer im Mündlichen auszu-drücken ist, oder die Verwendung aller Geschlechtsformen?

Dürscheid: Wenn von einer Lehrerin die Rede ist, muss natürlich die weibliche Form verwendet werden, nicht „Lehrer“. Bei Personengruppen verwende ich im Geschriebenen oft den Genderstern, im Gesprochenen manchmal den sogenannten Knacklaut, also „Lehrer (kurze Pause) innen“. Den hört man zunehmend auch von „Nachrichtenspre-

cher – innen“. Was die Schreibung angeht: Der Rat für deutsche Rechtschreibung hat ja seine Entscheidung noch zurückgestellt. Offiziell zugelassen ist die Verwendung des Gendersterns also noch nicht. In Texten setzt er sich aber immer mehr durch.

In der Fachwelt verweisen die einen aufs generische Maskulinum, den Umständen, dass im Deutschen die männliche Form alle bezeichnen kann. Wer sprachpsychologisch argumentiert, betont, dass sich viele durch generische Pluralformen nicht repräsentiert fühlen.

Dürscheid: Nun, es wird auch argumentiert, dass in der Wendung „zum Arzt gehen“ eine Ärztin gemeint sein kann und die meisten das auch so verstehen. Bezieht man sich aber auf eine Personengruppe, dann sollten alle Geschlechter berücksichtigt und kein generisches Maskulinum verwendet werden. In der Schweiz ist das Ganze ebenso ein Thema. In Nachrichten, scheint mir, wurde hier früher schon als in Deutschland die weibliche und männliche Form genannt. Dagegen ist die Angabe „m/w/d“ für männlich, weiblich, divers in Schweizer Stellenanzeigen noch nicht üblich, in Deutschland ist dies vorgeschrieben.

Auf Jahrestagungen des Mannheimer IDS, an denen Sie regelmäßig teilnehmen, wurde der Wunsch artikuliert, die Sprachwissenschaft sollte mehr öffentliches Gehör finden. Wie stehen Sie dazu?

Dürscheid: Die IDS-Jahrestagungen behandeln ja ohnedies Themen von großer Relevanz für Wissenschaft wie Öffentlichkeit. Grundsätzlich finde ich es wichtig, dass wir als Sprachwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler uns an entsprechenden Debatten beteiligen, uns in Talkshows oder Presseartikeln äußern – und wir sollten nicht warten, bis wir dazu eingeladen werden, sondern durchaus selbst initiativ werden. Mir persönlich ist es ein großes Anliegen, meine Untersuchungen zur Gegenwartssprache einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, auch über soziale Medien wie Twitter, wo ich regelmäßig über den deutschen Sprachgebrauch schreibe. Wir sollten das Feld nicht nur anderen Akteuren überlassen. Bastian Sick füllte ganz Messehallen mit seinen Auftritten, ja, das wünschte ich mir für uns auch.

Dafür müssten Sie aber Entertainer werden.

Dürscheid: Auf jeden Fall müssen wir unsere Forschung verständlich darstellen und anschaulich machen. Das tun viele von uns bereits, wir sollten aber weiter daran arbeiten. Dann könnten wir noch mehr Menschen erreichen. Das Thema Sprache bewegt doch alle – und geht alle an. Also sollte man nach außen tragen, was man als Fachdisziplin dazu zu sagen hat.

Die Preisträgerin und der Mannheimer Konrad-Duden-Preis

■ Christa Dürscheid, geboren 1959 in Kehl, hat seit 2002 einen Lehrstuhl für deutsche Sprache an der Universität Zürich.

■ Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Variationslinguistik, Sprachdidaktik, der Schriftlinguistik und digitalen Kommunikation. Sie veröffentlichte etwa die Bücher „Schreiben digital. Wie das

Internet unsere Alltagskommunikation verändert“ (zusammen mit Karina Frick) und „Einführung in die Schriftlinguistik“.

■ Der Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim wird alle drei Jahre vergeben und ist mit 12 500



Euro dotiert. Er würdigt besondere Verdienste um die Erforschung der deutschen Sprache und wird gemeinsam mit dem Bibliographischen Institut verliehen, zu dem auch der Duden-Verlag gehört.

■ Die Auszeichnung sollte kommende Woche überreicht werden; der Festakt wurde aber verschoben. tog (BILD: UNIVERSITÄT ZÜRICH)

Tanz: Das Mannheimer Theater Felina Areal setzt seine Online-Reihe „solitaire solidaire – Dancers at Work“ mit regionalen Tänzerinnen fort

Bewegende Lebendigkeitsnachweise

Von Ralf-Carl Langhals

Solidarische Einzelstücke, ein sinniger Titel: „solitaire solidaire – Dancers at Work“ so heißt das Format, das Kurzchoreographien aus dem Theater Felina Areal filmisch bündelt, um sie dann zu Vorstellungen kostenlos als Video auf der Homepage des Theaters zu zeigen. Dessen Leiter Sascha Koal gibt Tanzenden der regionalen Szene somit die Möglichkeit, ihre Arbeit trotz Kultur-Lockdown fortzusetzen.

„Derangement“ nennt Catherine Guerin den kleinen Teil eines in Entstehung begriffenen Tanzabends und spielt dabei bewusst mit Doppeldeutigkeit, meint der englische

Begriff doch sowohl die gegenständliche Unordnung als auch die psychische Störung.

Tänzerin Miriam Markl sitzt ordentlich auf einem Stuhl am Tisch, ein kleiner Beistelltisch stört die Symmetrie, lädt ein zum buchstäblichen Arrangement. Zum Andante von Christian Cannabichs G-Dur-Sinfonie (eingespielt vom KKO unter Jiri Malát) macht sie daraus eine bezaubernde Etüde – mit viel Humor. Sie verebbt in einer leisen Studie darüber, Dinge in Ordnung zu bringen – und dabei auch mal ein bisschen den Verstand zu verlieren.

Was spüre, sehe und empfinde ich im Moment völliger Machtlosigkeit? Diese ebenfalls psychologisie-



Hannah Caitens tanzt hier in Cédric Bauers „A Silent scream“. BILD: KOAL

rende Frage stellt Choreograph Cédric Bauer unter dem Titel „A Silent Scream“. Tänzerin Hannah Caitens, Studentin an der Mannheimer Akademie des Tanzes, bringt den stillen Schrei zu „Panic Attack“ von Ilias Giaprakas tänzerisch souverän auf die Bühne. Fast zu ästhetisch ist diese Körpersprache, der Bauer choreographisch kaum Beklemmung und wenig Bedrohlichkeit eingeschrieben hat. „Wir kommen und wir gehen – und wir hinterlassen Spuren, die dann auch irgendwann nicht mehr da sind“, sagt Veronika Cornová-Cardizarro, langjährige stille Größe der NTM-Tanzcompagnie und längst auch als Choreographin erfolgreich, einleitend über ihr Stück

„Nachhall“. Auf den Leib gezeichnet hat sie ihre eindrückliche und gleichsam hochpoetische Spurensuche wiederum Miriam Markl – und einer halbtransparenten Plastikfolie, die die Tänzerin zu John Adams perlegendem Klavierstück „China Gates“ so einfühlsam wie glänzend bespielt.

Neuzugänge in der Region

Relativ neu in Mannheims freier Tanzszenen sind Martina Martin und Sarah Wunsch, die sich vom Studium am Conservatorio Superior de Danza María de Ávila in Madrid kennen und in „One last time“ zusammenarbeiten. Martin choreographiert, Wunsch tanzt „repetitions“, Wiederholungen oder auch Proben

heißt das Stück, das Komponist Pepe Pereira im letzten Jahr während des ersten Lockdowns schuf. Die Entstehungszeit selbst ist Thema der unterbrechungsreichen Komposition – und der Choreographie. Bewegungsfluss und Leben werden darin tänzerisch raffiniert in harten Schnitten unbarmerzig getrennt. Alle vier tänzerischen Miniaturen sind im doppelten Wortsinn auf der Höhe der Zeit: eine halbe Stunde vor dem Bildschirm, die sich lohnt. Und ein Lebendigkeits- und Relevanzbeleg der freien Tanzszenen Mannheims.

6. März bis 8. März, jeweils 19 bis 21 Uhr unter theater-felina.de